

Digitalisierung – Herausforderungen an Gesellschaft und Kirchen

*Vortrag bei der Konferenz der Dozentinnen und Dozenten des Kirchlichen Fernunterrichts,
Augustinerkloster Erfurt, 15.02.2022*

Vorbemerkung

Die Digitalisierung ist zu einer der wesentlichen Herausforderungen und Gestaltungsaufgaben für die technische und gesellschaftliche Entwicklung der nächsten Jahrzehnte geworden¹ – neben Klimaschutz und Inklusion. Alle drei Begriffe beschreiben nicht nur einen technischen oder sozialen Prozess, also eine Form von Innovation, sondern bedeuten einen gesellschaftlichen Paradigmenwechsel, der die Richtung unseres Denkens und Lebens ändert.

Kulturell gesehen steht das, was wir mit „Digitalisierung“ umschreiben, auf derselben Ebene wie die Erfindung des Buchdrucks, der Dampfmaschine oder die Entdeckung der Elektrizität.

Der Buchdruck veränderte das damalige Kommunikationsverhalten grundlegend. Breite Schichten der Bevölkerung waren nicht mehr nur aufs Hören angewiesen, sondern begannen zu *lesen*: Flugschriften, Bücher, nicht zuletzt die ins Deutsche übersetzte Bibel. Die Reformation wäre ohne die Erfindung Gutenbergs schlicht undenkbar gewesen. Die Entwicklung hin zu einer „lesenden“ Gesellschaft ging einher mit einem Bildungsprozess: Um die Produkte des Buchdrucks nutzen zu können, muss man lesen können! Gerade im Schoß der reformatorischen Bewegungen „entwickelten sich zwei Kernelemente des okzidentalen Bildungswesens: die Einführung der deutschen Sprache als Medium des Lernens und die Alphabetisierung breiter Volksschichten.“²

¹ Vgl. zuletzt Süddeutsche Zeitung Nr. 228. 2./3.10.2021, 11-13: „Was kommt nach dem Handy? Noch hängen wir alle am Smartphone. Doch bald schon werden Kühlschränke, Autos und sogar Toiletten für uns mitdenken. Über eine Zukunft, in der nichts und niemand offline ist.“

² Helmut Fend, Geschichte des Bildungswesens. Der Sonderweg im europäischen Kulturraum, Wiesbaden 2006, 111.

Die Dampfmaschine revolutionierte die gesamte Arbeitswelt im Blick auf die Möglichkeit der Massenproduktion und begründete im 19. Jahrhundert das „industrielle Zeitalter“, man könnte auch sagen: das „Zeitalter der Mechanik“, das davon bestimmt ist, immer höhere Stückzahlen mit immer weniger menschlicher Arbeitskraft herzustellen. Und die Dampfmaschine gab in Gestalt der Lokomotive auch der Mobilität den entscheidenden Schub. Die Entfernungen blieben dieselben, doch die Zeit, sie zu überwinden, verkürzte sich erheblich.

Und schließlich eröffnete die Elektrizität die Möglichkeit, über Energie zu verfügen, ohne sie an dem Ort, wo sie genutzt wird, unmittelbar erzeugen zu müssen – wie das bei der ursprünglichen Nutzung der Wasserkraft etwa bei Mühlen oder Sägewerken der Fall war. Dass der Strom aus der Steckdose kommt, ist für uns alle eine solche Selbstverständlichkeit, dass wir uns lange Zeit keine Gedanken gemacht haben, woher er stammt. Mag sich in der Einstellung, wie Strom erzeugt wird, inzwischen viel verändert haben: Wir leben mehr denn je in einem „elektrischen Zeitalter“ – und der Weg ins „digitale Zeitalter“ ist ohne Elektrizität und die ungeheuren Kapazitäten an Energie, die dafür zur Verfügung stehen müssen, überhaupt nicht denkbar.

Insofern kann man sagen: Jede dieser Epochen setzt die vorangehenden voraus. Jede Epoche, auch die „digitale“, ist ohne die anderen nicht denkbar. Das ist der Sinn, weshalb es sich eingebürgert hat, die jeweiligen Epochen mit einer Endung zu versehen: von 1.0 für „Mechanik“ mit Wasserkraft und Dampfkraft bis 4.0 für „Künstliche Intelligenz“ – wobei diese Einteilung durchaus umstritten ist: Das innovative Zeitalter des Buchdrucks wird dadurch – für mich unverständlich – gar nicht erfasst!

Alle genannten Epochen stehen unter dem Ziel, die Zeit zu verkürzen: kein mühsames Abschreiben mehr von Büchern in Klosterskriptorien, sondern tausendfache Auflagen durch bewegliche Lettern. Keine Manufakturen oder Postkutschenfahrten, sondern maschinelle Produktion und hohe Geschwindigkeiten. Ein Beispiel aus dem Bereich der Mobilität: Die nach ihrem Erbauer benannte „Crampton“-Lokomotive erreichte schon 1853, kaum zwanzig Jahre nach dem Bau der ersten Eisenbahn in Deutschland, ohne Last eine Geschwindigkeit von 120 km/h! Unvorstellbar! Und was die Elektrizität bis in

jeden Haushalt während des vergangenen Jahrhunderts veränderte, muss ich nicht weiter ausführen. Alles geht heute schneller und wesentlich einfacher.

Und jetzt: der epochale Wandel hinein in das „digitale Zeitalter“ mit noch viel größeren Erwartungen, aber auch Problemstellungen. Als Beispiele zitiere ich einige Überschriften von Zeitungsartikeln oder Rundfunkfeatures der vergangenen Jahre:

- „Digitalisierung: Mensch und Maschine“ – also die Frage der Entwicklung künstlicher Intelligenz und deren Kontrolle: Wird die Maschine immer menschenähnlicher oder ist es umgekehrt, dass der Mensch maschinenähnlich wird?
- „Das Ende des Menschseins. Beherrscht uns künftig künstliche Intelligenz?“ Im Sommer 2021 hat Google einen KI-Assistenten namens Duplex präsentiert, der autonom Telefongespräche führen und Termine vereinbaren kann. Der Roboter hört sich am Telefon wie ein Mensch an – sogar mit „ähm“ oder „äh“.
- „Geschäftsmodell Digitalfreundschaft“ – also die Erfahrung, dass für viele Menschen die virtuelle Welt – verstärkt durch die Einschränkungen während der Corona-Pandemie – längst die reale Welt ist, in der sie zueinander in Beziehung treten. Nicht mehr nur „analog“ ist real, sondern ebenso „virtuell“.
- „Quantencomputer: Digitales Wettrüsten“ – also die Meldung, dass der Quantencomputer von Google alle bisherigen Supercomputer an Leistungsfähigkeit klar übertrifft. Ich lese aus einer Meldung des US-Konzerns: Der Quanten-Chip Sycamore „konnte in 200 Sekunden eine Berechnung durchführen, für die der schnellste Supercomputer der Welt 10.000 Jahre gebraucht hätte“. Das wurde inzwischen zwar bestritten: Ein Supercomputer hätte nur zweieinhalb Tage gebraucht. Aber wie dem auch sei: Die Zeitersparnis ist offensichtlich.

Also: Willkommen im superdigitalen Zeitalter! Komplexität ist kein Hindernis mehr für Geschwindigkeit. Schneller, höher, weiter – die alte olympische Regel bestimmt unser neues Zeitalter 4.0!

Doch schauen wir genauer hin: Was meinen wir eigentlich, wenn wir von „Digitalisierung“, „Digitalität“ etc. sprechen? Manchmal kommt einem das Wort wie eine Blackbox vor: Alle benutzen es, aber verbinden damit womöglich ganz verschiedene Aspekte. Wir müssen zumindest zwei, wenn nicht gar drei Ebenen unterscheiden.

1. Technische Innovation

Auf der ersten Ebene bedeutet Digitalisierung zunächst rein technisch die Umwandlung von analogen Daten in digitale. Digitalisierung ist eine Form der Automatisierung von Abläufen der Datenverarbeitung. Analoge Datenträger werden durch digitale ersetzt, neue Formen von Datenspeicherung und Datenverarbeitung entstehen.

Anders ausgedrückt: Digitalisierung ist auf jeden Fall eine technische Innovation – und Innovationen leben von der Akzeptanz ihrer Benutzer. Das war immer so. Offensichtlich gibt es in unserer Gesellschaft alle Stufen der Digitalisierungsakzeptanz: von den „Nerds“, die schon in den frühen 80er Jahren Computer und die ersten Formen von digitaler Datenübertragung nutzten, bis hin zu ganz klaren Technikskeptikern, ja Verweigerern. Das ist keine Frage des Alters, sondern Ausdruck von individueller Technikaffinität und Fortschrittsneugier, aber auch von tiefersitzenden Grundhaltungen oder diffusen Gefühlen.

Digitalisierung als technische Innovation kostet Geld – und zwar kontinuierlich. Das setzt ihr freilich auch deutlich Grenzen: Wer kommt für die Kosten auf? Und was ebenfalls Grenzen setzt, ist die in Deutschland unbefriedigende Situation des Netzausbaus: Allen bisherigen politischen Beteuerungen zum Trotz ist bei uns ein richtiges Klassensystem der Nutzung digitaler Systeme entstanden! Wir haben immer noch viele breitbandfreie Regionen und damit

Zugangsschwierigkeiten.³ Von Barrierefreiheit kann keine Rede sein! Für die neue Bundesregierung wird dies eine der Hauptaufgaben darstellen, auch wenn darauf im Wahlkampf kaum eingegangen wurde.

Und was den Umgang mit Daten betrifft, sind manche Sorgen durchaus berechtigt, wie manche Datenskandale zeigen. Die so genannte „informationelle Selbstbestimmung“ oder „Datensouveränität“ ist ein hohes Gut, gegen das wir allerdings in unserer persönlichen Alltagspraxis allzu oft verstoßen und viel mehr von uns preisgeben, als eigentlich nötig wäre.

Am 7. November 2019, also vor rund zweieinhalb Jahren, hat der Bundestag das „Digitale-Versorgungs-Gesetz“ (DVG) beschlossen. Das DVG beinhaltet unter dem eigenwilligen Slogan des Ministeriums „Digital versorgt – Gesünder vernetzt“ (man würde es eigentlich umgekehrt erwarten: „Digital vernetzt – Gesünder versorgt“) unter anderem, dass Ärzte Gesundheits-Apps verschreiben können, dass das digitale Netzwerk im Gesundheitswesen ausgebaut wird und Online-Sprechstunden im Internet eingerichtet werden. Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. Umstritten war und bleibt wohl bis auf weiteres die Absicht, eine bessere Nutzbarkeit von Gesundheitsdaten für Forschungszwecke zu ermöglichen. Ich zitiere aus der Begründung des Gesetzentwurfs: „Bestehende gesetzliche Regelungen zur Datentransparenz im Kontext der Nutzung von Sozialdaten der Krankenkassen zu Forschungszwecken werden erweitert und die Datenaufbereitungsstelle zu einem Forschungsdatenzentrum [korr.] weiterentwickelt.“ Da bleiben aus meiner Sicht einstweilen offene Fragen hinsichtlich der Anonymisierung und des Zugangs zu den Daten. Denn wir alle wissen: Daten sind inzwischen Waren mit extrem hohem Warenwert.

Nicht von ungefähr hat die von der damaligen Bundesregierung eingesetzte Datenethikkommission in ihrem Abschlussbericht 2019 unter anderem

³ Anteil von Glasfaseranschlüssen an den Breitbandanschlüssen in Ländern der OECD 2020: „Deutschland befindet sich mit einem Glasfaseranteil von rund 5,4 Prozent auf Platz 34 des Länderrankings. Nur in vier OECD-Staaten ist der Anteil der Glasfaseranschlüsse noch geringer als in Deutschland, unter anderem in Österreich und Großbritannien.“; <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/415799/umfrage/anteil-von-glasfaseranschluesen-an-allen-breitbandanschluesen-in-oecd-staaten/> (Aufruf: 10.02.2022)

empfohlen, ein abgestuftes „Regulierungssystem“ und ein bundesweites "Kompetenzzentrum Algorithmische Systeme" zu schaffen. Es gehe, so die Co-Vorsitzende der Kommission, Christiane Woopen, um eine „Zukunft, in der die grundlegenden Freiheiten und Rechte jedes Einzelnen in unserer digital durchformten Welt geschützt werden und die Gesellschaft nach freiheitlichen und demokratischen Grundsätzen zusammenlebt.“

Noch einmal also: Die technische Seite der Digitalisierung einschließlich des Datenschutzes ist eine ressourcenintensive Angelegenheit. Offensichtlich wiegt der Nutzen, bei aller Skepsis, höher, was seit der Zeit der Corona-Pandemie ganz offenkundig wurde. Denken wir an die inzwischen völlig selbstverständlichen ZOOM-Konferenzen, an die Entwicklungen beim E-Teaching und E-Learning in Schulen und Universitäten oder das „Smart Home“ und die „Smart City“. Grundsätzlich in Frage gestellt wird der Prozess fortschreitender Digitalisierung unserer Lebenswelt nicht – und kann es auch nicht mehr. Es geht nicht mehr um das *Ob*, sondern um das *Wie*. Damit aber verlassen wir die technische Ebene.

2. Gesellschaftlicher Wandel

Die Digitalisierung hat einen noch tiefergreifenden Aspekt: Sie stellt einen gesellschaftlichen Wandel dar. Es ist, was unser menschliches Miteinander angeht, die Revolution im Verständnis von „Öffentlichkeit“. Anders als bei den klassischen Medien entsteht eine völlig neue Kommunikationskultur: Sie bringt den Abschied von der bisherigen Vorstellung mit sich, dass ein „Sender“ eine Botschaft an einen „Empfänger“ richtet: etwa mit einer Pressemitteilung oder auf einer Website. Da geht es immer noch um den „Content“, den Inhalt, der von Nutzerinnen und Nutzern abgerufen wird und letztlich eine gerichtete, asymmetrische Kommunikation darstellt.

Die sozialen Medien und die immer stärkere digitale Vernetzung auch der klassischen Medien erzeugen aber eine völlig neue, *interaktive* Form der Kommunikation. Die sozialen Medien sind nicht mehr so steuerbar, wie es die klassischen Medien waren.

Auf Plattformen wie Facebook, Twitter, Instagram, YouTube, WhatsApp oder Telegram herrscht eine neue, stärker symmetrische Form der Kommunikation, in der jeder Nutzer oder jede Nutzerin eben nicht nur „Empfänger“ ist, sondern auch zugleich „Sender“, und jeder „Sender“ nicht nur „Sender“ ist, der etwas anbietet, sondern zugleich auch „Empfänger“: Im Grunde hebt sich die Unterscheidung auf. Das gesamte Gefüge schwimmt. Und das alles in hoher Geschwindigkeit: Auf Twitter geht ein Post regelrecht verloren, wenn nicht innerhalb von Minuten darauf reagiert wird. Das setzt voraus, dass solch ein Account sieben Tage in der Woche rund um die Uhr bedient wird: „24/7“.

Die sozialen Medien haben längst ihre eigene Dynamik entwickelt. Nichts ist mehr steuerbar! Wir alle wissen, was das für Folgen hat. Hierin liegt einer der Gründe, warum die so genannten Fake-News, die Hate-Speeches und der Shitstorm in den letzten Jahren Karriere machen konnten und unsere politische Kultur nachhaltig veränderten.

Die sozialen Medien unterwandern oder unterlaufen die klassischen Vorstellungen von Kompetenz. Wenn alle sich ihr kommunikatives Umfeld nach Vorlieben, nach Zufall und nach Gruppenzugehörigkeit bauen – die sogenannten Filterblasen oder „Bubbles“ –, dann ist inhaltliche Kompetenz nicht mehr gefragt.

Seitens der Nutzer erfordert das neue Fähigkeiten. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen⁴ hält es für notwendig, Kompetenz im Umgang mit Nachrichten bereits von Kindesbeinen auf zu erlernen, um in der Lage zu sein, Informationen aufzuspüren, zu bewerten und einzuordnen. Das geht über eine rein technische Kompetenz der Handhabung weit hinaus. Information und Kommunikation sind auf dem freien Markt angekommen: Im Netz begegnen wir jeder nur denkbaren Position und jedem nur denkbaren Kommunikationsverhalten, und selbst ein scheinbar harmloser Post, der eine Veranstaltung ankündigt, kann die Keimzelle eines Shitstorms werden, dessen Verlauf nicht mehr einzufangen ist und irreparablen Schaden anrichtet – allemal

⁴ Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung, München 2018.

dann, wenn ein Großteil der Kommunizierenden anonym auftritt oder die Kommunikation in Gestalt der sogenannten „Bots“ automatisiert ist.

Das ist für viele Menschen inzwischen eine Überforderungssituation, die als bedrohlich wahrgenommen wird, weil auf diese Weise kleine, aggressive Meinungsänderungen ein Gewicht bekommen, das ihnen bei nüchterner Betrachtung überhaupt nicht zusteht. Pörksen spricht von der „großen Gereiztheit“ in unserer Gesellschaft – eine Umschreibung, die meines Erachtens die Situation sehr angemessen beschreibt. Das Empörungspotenzial wächst ständig.

3. Wer wollen wir sein?

Wie gehen wir mit dieser Situation um? Jetzt rückt der dritte Aspekt der Digitalisierung ins Blickfeld: Wir müssen sie auch in Bezug auf unser eigenes Selbstverständnis als Menschen betrachten und bewerten.⁵ Wer wollen wir sein – und wie wollen wir in einer durchdigitalisierten Welt miteinander leben? Hier besteht ein großer Klärungsbedarf, aber insgesamt gesehen noch zu wenig Befassung. Es gibt allenfalls erste Ansätze einer Philosophie oder gar einer Theologie der Technik, die sich mit der Frage auseinandersetzen, was die Digitalisierung eigentlich für das menschliche Selbstverständnis, für das menschliche Zusammenleben und – religiös gesehen – für unseren Glauben an Gott bedeutet.⁶

Die Herausforderungen, vor die uns künstliche Intelligenz und selbstlernende Systeme stellen, sind ja keine utopischen mehr, sondern drängen vehement auf die Tagesordnung. Und wenn Systeme wirklich „autonom“ – und nicht nur

⁵ Vgl. dazu auch Ralph Charbonnier, Digitalisierung als Thema für Kirche und Theologie – Sondierungen aus hermeneutischer und theologisch-ethischer Sicht, in: epd-Dokumentation 5/2018, 8-17.

⁶ Pionierin auf diesem Gebiet ist die evangelische Theologin Elisabeth Gräb-Schmidt, die sich der Technik vor allem unter ethischen Gesichtspunkten nähert (Elisabeth Gräb-Schmidt, Technikethik und ihre Fundamente. Dargestellt in Auseinandersetzung mit den technikethischen Ansätzen G. Ropohls und W. Ch. Zimmerlis, Berlin 2002). Der Theologe Eilert Herms widmet sich in seiner 2017 erschienen umfangreichen „Systematischen Theologie“ der Frage aus dogmatisch-theologischer Sicht. Das sind erste Ansätze, die allmählich in das allgemeine Bewusstsein von Theologie und Kirche eindringen (E. Herms, Systematische Theologie, Bd. 1-3, Tübingen, 2017, hier insbesondere Band 3).

„automatisiert“ – agieren und unabhängige Entscheidungen treffen, dann ist in gar nicht allzu ferner Zukunft die Frage obenauf: Erübrigen wir uns als Menschen auf Dauer selbst?

Um einmal ein Zukunftsszenario vorzuführen, zitiere ich aus einem Beitrag von Dieter Reichert mit dem bezeichnenden Titel „Mensch 4.0“:

„Durch Genmanipulation und Nanotechnologie wird sich der Mensch 4.0 vor allem in seiner Lebenserwartung vom heutigen Menschen unterscheiden. Damit stellt sich ein Problem: Bereits 2083 werden nach aktuellen Hochrechnungen zehn Milliarden Menschen auf der Erde leben – heute sind es gut sieben –, und die Lebenserwartung wird auf 120 bis 130 Jahre steigen. Die hoch entwickelte Informationstechnologie inklusive der künstlichen Intelligenz führt jedoch dazu, dass es immer weniger Arbeit gibt.“⁷

Führt uns die Digitalisierung am Ende in eine entmenschlichte, entleerte Welt, in der nicht mehr wir die Systeme und Prozesse beherrschen, sondern sie uns – und zwar unausweichlich? Das sind keine Cassandra-Rufe, sondern zu Ende gedachte Konsequenzen einer digitalisierten Lebenswelt.

Also noch einmal: Wie wollen wir leben? Wer wollen wir sein? Hier kommt eine Seite unseres Menschseins ins Spiel, die – unabhängig von einer religiösen Prägung – für unser menschliches Selbstverständnis von weiterhin allergrößter Bedeutung ist: Es kann und darf unter den Bedingungen einer umfassenden Digitalisierung nicht das Ziel sein, die *analoge* Kommunikation aufzugeben! Wenn mich die Erfahrung mit der Corona-Pandemie *eines* gelehrt haben, dann dies: Wir Menschen bleiben nur Menschen in der Begegnung mit anderen – und zwar „in echt“, face-to-face.

Nun könnte man sagen, solche Begegnung ereigne sich auch im Netz oder durch menschenaffine Robotik. Ich halte das für nicht überzeugend. Analoge Begegnung umfasst mehr als Austausch von Informationen oder Sätzen. Das

⁷ <https://www.dub.de/unternehmerwissen/management/mensch-40/> (Aufruf: 30.09.2021).

merken wir schon heute Vormittag, wenn wir hier zusammensitzen: Alle Sinne gehören dazu – und was auch dazu gehört, ist Zeit!

Die allerschönste Form menschlicher Beziehung und Begegnung ist die Liebe, in der alle Gefühle und Empfindungen und alle Berührungen erwidert werden. Auch Fernbeziehungen leben davon, sich ab und zu „in echt“ zu begegnen und zu lieben. Das aber geht nur analog, von Person zu Person, von Ich zu Du! Deshalb müssen aus meiner Sicht alle Digitalisierungsprozesse dem Ziel dienen, dass sich Menschen weiterhin im physischen Leben begegnen und die durch die Verkürzung von Prozessen gewonnene Zeit füreinander nutzen. Die Geschwindigkeit digitaler Prozesse muss nicht zwangsläufig zu mehr Hetze und Hektik führen! Sie kann auch dazu führen, die gewonnene Zeit zur Begegnung face-to-face zu nutzen! Das setzt aber einen bewussten Umgang voraus!

4. Wer wollen wir sein? Folgerungen für das kirchliche Selbstverständnis und Handeln

Zunächst einmal: Corona hat ja nicht nur zu einer Beeinträchtigung unseres Lebens geführt, sondern auch eine Fülle von Ideen und Initiativen freigesetzt, die wir uns womöglich vorher gar nicht vorstellen konnten. Viele Pfarrerinnen, Pfarrer und Gemeinden haben das Internet und die social media entdeckt und genutzt, um die Botschaft des Evangeliums kreativ und ansprechend zu vermitteln und so neue Zielgruppen zu erschließen. Es tun da sich neue Wege auf, die weiter beschritten werden. Internet-Gottesdienste sind – gegenüber herkömmlichen Gottesdiensten – freier, individueller, vielleicht auch näher dran an den Fragen der Menschen. Hier kann mehr experimentiert und über die starren Formen hinausgegangen werden. Da liegt eine wirkliche Chance! „Digitale Kirche“ heißt: „Beteiligungskirche“ ohne ausgeprägte Hierarchien!

Was diese Einsicht allerdings für unser bisheriges *Kirchensystem* bedeutet, das in Deutschland auf einer Mitgliedschaft (mit entsprechenden Beiträgen) basiert, wird meines Erachtens gegenwärtig noch wenig in den Blick genommen. Denn wenn ich auf ein überaus reichhaltiges digitales religiöses Angebot verschiedenster Kirchen und Gemeinden weltweit (!) zugreifen kann – wozu soll

ich dann eigentlich noch Mitglied einer bestimmten Kirche und ihrer jeweiligen Ortsgemeinde sein. Um es konkret zu machen: Während der Monate des strengen Lockdown, in denen die Kirchen in Kassel keine Gottesdienste in Präsenz durchführten, habe ich am Sonntagmorgen oft digital am Gottesdienst im Berliner Dom teilgenommen. Das Angebot ist gratis und für alle zugänglich. Ganz wunderbar. Ich habe mir sogar den Spendenaufruf zu Herzen genommen, damit die professionell gemachten Übertragungen finanziert werden können. Aber Kirchenmitgliedschaft war dafür nicht erforderlich! Und welches meine Parochialgemeinde ist, muss ich da auch nicht wissen.

Und dennoch: Jetzt kommt die Gegenrede, mit der ich mein bisheriges Loblied auf die „digitale Kirche“ entkräften will.

Für das Erleben von Gemeinschaft reicht online nicht aus! Gottesdienste leben *auch* von der Atmosphäre des Kirchenraums und von der Tatsache, dass andere Menschen da sind und wir zusammen „in echt“ feiern. In der zunehmenden Virtualisierung und Anonymisierung der Kommunikation eröffnen die Kirchen und Gemeinden – aller Digitalisierungseuphorie zum Trotz – nach wie vor Räume und Orte der Begegnung. Das erlebe ich verstärkt, seit wieder ein regelmäßiger Besuch in einem analogen Gottesdienst möglich ist.

Aber der kirchliche Auftrag erschöpft sich nicht in der Bereitstellung von Anlässen, dass Menschen sich face-to-face begegnen. Dafür gibt es viele andere Orte und Formen – vom Fußballstadion bis zum Theater. Nein, in unseren Gemeinden und Kirchenräumen halten wir die Dimension offen, in dieser Begegnung über sich selbst hinaus zu kommen und Gott zu erfahren: virtuell-real – aber eben nicht abseits analoger Begegnung.

Deshalb gibt es die Praxis der Sakramente als der körperlichen, sinnlichen Form der Kommunikation des christlichen Glaubens. Taufe geht nur mit Wasser, Abendmahl nur mit Brot und Wein, der persönliche Zuspruch der Vergebung und des Segens nur durch das Auflegen der Hände – von Angesicht zu Angesicht und körperlich fühlbar. Und genau das ist in den Zeiten des harten Lockdown schmerzlich vermisst worden!

Nicht um ihrer selbst willen, sondern um unseres Menschseins willen trete ich für die bleibende Notwendigkeit analoger Kommunikation ein – unabhängig davon, dass wir die Möglichkeiten, die die Digitalisierung bietet, verantwortungsbewusst nutzen.

Schluss: Beherrschen wir den technischen Fortschritt noch?

Immer wenn ich das Wörtchen „noch“ höre, überkommt mich ein ungutes Gefühl: Denn es deutet eine abschüssige Bahn oder unumkehrbare Entwicklung an: Wie lange dauert es „noch“, ehe wir endgültig überrollt sind?

Der digitale Fortschritt wächst exponentiell. Das lässt sich überhaupt nicht leugnen. Er betrifft auch die Weiterentwicklung und Anwendung von Künstlicher Intelligenz. Aber Gemach: Roboter können nur dann reproduzieren, wenn sie vorher mit ausreichend Informationen versehen worden sind. Etwas vollständig Neues durch Kreativität entwickeln können sie nicht! Und kritisch denken auch nicht. Künstliche Intelligenz bleibt auf menschliche Intelligenz angewiesen.

Ich bin, was die Einflussmöglichkeiten angeht, gar nicht so skeptisch und vermeide bewusst, von „noch“ zu sprechen. Der Rat für Digitalethik der Hessischen Landesregierung hat dazu vor einem Jahr, im Februar 2021, unter dem Titel „Vertrauen in KI“ vier Thesen veröffentlicht⁸, deren Beachtung uns in die Lage versetzen kann, den Digitalisierungsprozess verantwortungsvoll zu steuern und ihm nicht machtlos ausgeliefert zu sein:

1. These: „*Mehr Wissen*“: Es geht zunächst schlicht und ergreifend darum, dass Menschen „Wissen über KI-Technologie erwerben“ müssen und „die Anwendung von KI transparent verfolgen und erfahren können. Dadurch kann langfristig Vertrauen gebildet werden.“
2. These: „*Mehr digitale Souveränität*“: „Vertrauen in Personen und Institutionen ist im Zusammenhang mit dem Einsatz von KI-basierten

⁸

https://digitales.hessen.de/sites/digitales.hessen.de/files/20210205_Thesenpapier%20Ethikrat_Vertrauen%20in%20KI.pdf (Aufruf: 01.10.2021)

Produkten und Diensten entscheidend [...] Ein geeigneter Rahmen auf europäischer Ebene ist erforderlich, der die Freiheit der Einzelnen schützt, die digitale Selbstbestimmung unterstützt und Innovationen ermöglicht.“

3. These: „*Mehr Forschung*“: „Wissenschaftliche Fundierung sorgt für sichere und fehlerfreie KI-Systeme [...] Die Entwicklung von vertrauenswürdigen KI-Technologien erfordert eine interdisziplinäre Herangehensweise, die technische Expertise und Technikreflexion verbindet. Auf dieser Grundlage können normative Fragen und implizite Wertvorstellungen zum bewussten Gegenstand einer vertrauensvollen Gestaltung von KI-Technologien werden.“
4. These: „*Mehr Marktvielfalt*“: Die derzeitige Abhängigkeit [...] von KI-Technologien marktdominanter Unternehmen, die außerhalb des europäischen Rechtsrahmens Daten verarbeiten, sollte reduziert werden [...] Um Vertrauen in die resultierenden Anwendungen zu gewinnen, müssen Individuen und Unternehmen die Freiheit haben, zwischen Anwendungen und IT-Infrastruktur verschiedener Anbieter auszuwählen, die den Anforderungen des europäischen Rechts genügen.“

Vertrauen ist ein kostbares Gut – und leicht zu verspielen. Das spüren wir derzeit auf einem anderen Feld sehr deutlich. Worum es in der digitalen Epoche geht, ist letztlich das Erlernen, Einüben und Einbringen von *Humanität*. Das ist die entscheidende Aufgabe! Wir tragen Verantwortung für uns und weitere Generationen: Die digitale Zukunft hat längst begonnen. Sie muss wertebasiert, menschenzentriert und gemeinwohlorientiert sein und darf nicht ausschließlich unter ökonomischen oder gar machtpolitischen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Zu einer Verständigung darüber sind wir alle aufgefordert – Unternehmen ebenso wie Parteien, gesellschaftliche Institutionen, Organisationen und Gruppen ebenso wie die Kirchen. Etwas pathetisch gesagt: Es handelt sich um ein „Menschheitsprojekt“. Wir müssen es jetzt angehen und uns in den Debatten engagieren – und das über nationale Grenzen hinaus. Denn es geht um *unsere* Zukunft – und wie wir als Menschen Menschen bleiben wollen.